

Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 16

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637987>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 16 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 23. April 1921

Lebensfest.

Von Alfred Huggenberger.

Bunt sind wieder Hain und Hecken,
Und der Slieder blüht im Garten.
O, wie mußst' ich lang und bange
Auf den holden Frühling warten!

Immer wenn die Lerchen steigen,
Ist mein Herz geschickt, zu hoffen;
Immer wenn der Slieder duftet,
Steht das Wunderland mir offen.

Schön ist es in diesen Tagen,
Reiche Täler zu durchwandern,
Trunknen Auges, singend, scherzend
Zu genießen mit den Andern.

Schön ist es in diesen Tagen,
Unterm Ahornbaum zu liegen,
Leisem Blattgeflüster lauschend
Sich in Träume einzuwiegen.

Aller Märchen süße Spiele,
Hoffnungsgut, gelebtes Leben
Sieht das Auge, schlummernd, wachend
Sich verschmelzen, sich verweben.

Schlummernd, wachend sieht das Auge
Stauend in geahnte Weiten,
Und es ist, als könnt' die Seele
Wunderbar hinübergleiten.

Jeder Erdenlast entbunden,
Von des Zweifels Not genesen,

In ein Reich, das niemals sein wird,
In ein Reich, das nie gewesen.

(Aus „Märzwind“.)

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

5

Hanna erzählte von ihrer zukünftigen Schwiegermutter, der Kleinerin im Grund. Sie fand kaum genug Worte, um deren verständige und wohlmeinende Art zu rühmen. Bereits sei im Grundhof für die beiden Alten eine kleine Wohnung im oberen Stock eingerichtet: gleich vom ersten Tage an dürfe sie, Hanna, den Haushalt nach ihrem Stil führen; niemand, kein Mensch werde ihr drein befehlen. Die Kleinerin habe sich verredet, ihre Sohnsfrau müsse nicht durchmachen, was sie selber mit ihrer Schwiegerin durchgemacht habe. Weil zwischen den Ideen doch immer ein Graben liege, so sei es besser, man mache auch bei den Leuten gleich von Anfang an zwei Teile und lasse die Alten alt und die Jungen jung sein.

Hermine ihrerseits wollte haben, daß die Kameradin recht bald einmal an einem Sonntag mit ihr zusammen einen Ausflug aufs Taubemoos mache; sie könne sich gar nicht ausdenken, wie schön es da sei. Es gebe jetzt Augenblicke, wo es ihr daheim nicht mehr so recht gefalle.

Die Mädchen gaben darauf acht, daß sie beim Reden nicht zu laut wurden. Die vereinzelt oder in kleinen Gruppen da und dort an der steilen Halde tätigen Nachbarinnen brauchten vom Inhalt ihres vertraulichen Geplauders nichts

zu wissen. Noch weniger Pauli, der junge Tagelöhner, den Klaus Inzuben gestern von Neuwies herüber mit heimgebracht hatte in der Voraussetzung, daß es mit Rudolfs Krankheit etwas länger dauern könnte.

Pauli war nicht weit von den fleißigen Binderinnen damit beschäftigt, die locker sitzenden Rebstecken mit Hilfe des scharf gezahnten Stoßeisens fester einzurammen, die schadhaften nachzuspitzen und die morsch und unbrauchbar gewordenen durch neue zu ersetzen. Er veräumte nicht, neben der Arbeit hin und wieder ein Scherzwort zu der in seiner Nähe schaffenden Lina Ribi hinüber zu schicken, die ihm die Antwort nicht ein einziges Mal schuldig blieb. Hanna behauptete, die Lina wäre heut nicht in die Reben gegangen, wenn sie den Pauli nicht mit Gertel und Stoßeisen hätte austrüben sehen. Diese habe nämlich bereits herausdividiert, daß er kein gewöhnlicher Knecht sei, sondern daß sein Vater in Neuwies ein ganz nettes Gütchen umtreibe. Und weil Lina im Dorf die einzige ihres Jahrganges sei, die den Ring noch nicht habe, so wäre es ihr jetzt allweg stark dran gelegen. Sie habe ja früher immer damit geprahlt, wie sie vor Anträgen fast nicht wisse wo aus noch ein. Es sei ihr eigentlich zu gönnen, daß sie jetzt ein wenig an der Angst-

halbe herumlaufen müsse, seit ihre alten Schätze alle einen andern Strich genommen.

Als es Zeit zum Einnehmen des Vesperbrotes war, setzte sich Pauli in launiger Weise zuerst in einiger Entfernung von den zwei schmalen Rehbänkeln auf einen Markstein, mit der Ausrede, es passe ihm nicht, zwischen zwei Bräuten zu sitzen, zumal er schon bemerkt habe, daß diese ihre Heimlichkeiten lieber unter sich allein auskranten. Erst als sich dann die Lina auch herzu machte, nahm er den Mädchen gegenüber auf dem leer gebliebenen Bänklein Platz. Er hätte gar nicht geglaubt, gestand er lachend, daß man hier im Rebberg eine so schöne Aussicht habe, halt wenn man nach der unrechten Seite sehe.

Das vergnügliche Wortgeficht zwischen ihm und Lina erlitt des Essens wegen keine Unterbrechung. Allerlei Witze und scherzhafte Anspielungen wurden aufgefrischt, womit sich die Bewohner von Nachbardörfern gelegentlich zu necken pflegen. In Neuwies wisse jedes Kind, daß die Gersbacher ihr Gemüt im Geldsäckel mit sich herumtrügen, brachte Pauli unter anderem vor; da müsse es sich halt bei manchem vor den prozigen Fünflibern in die Nacht hinein verkriechen. Er behauptete auch, in Gersbach dürften sogar die Spaken nie mehr als drei Junge haben, damit es beim Erben nicht zuviel Teile gebe.

„Und wenn in Neuwies einer ein Mädchen ums Tanzen fragt, sagen immer gleich ihrer fünfe nein,“ gab die zungenfertige Partnerin zurück. „Das macht, es weiß keine, welche er gemeint hat, weil die Neuwieser Burschen alle schießen.“

Hermine mußte sich unwillkürlich durch einen raschen Blick überzeugen, daß das mit dem Schießen bei Pauli nun wirklich nicht zutrefte, obgleich sie das ja schon wußte. Dabei wollte es ihr neuerdings vorkommen, als wenn seine Augen nicht so ganz recht zu seinem muntern, scherzbereiten Wesen passen würden.

Hanna meinte, als sie wieder bei der Arbeit waren, es nehme sie eigentlich gar nicht wunder, daß das Lini ein wenig in sein neues vis-à-vis verschossen sei. Es werde die Gelegenheit nun wohl benützen, ihm jeden Morgen vom Kammerfenster aus hinüber zu telefonieren. Gewiß könnte es da einen Schick geben. Und für den Pauli wäre das gar nicht so dumm, die Lina bekomme doch einmal ordentlich Bagen.

Abends bei Tische konnte Hermine der kleinen Versuchung nicht widerstehen, den neuen Hausgenossen noch einmal kurz ins Auge zu nehmen mit dem klaren Vorhaben, sich dessen Art und Wesen endgültig einzuprägen, um sich dann nachher nicht weiter um ihn zu kümmern. Pauli ertappte sie über dem Blicke; ihre Augen blieben für eine Sekunde ineinander gebannt. Das erste, was Hermine nachher klar zu denken vermochte, war: Ob wohl der Vater etwas bemerkt haben könnte?...

Als sie eine halbe Stunde später droben in ihre Kammer trat, lag ein überlegenes Lächeln auf ihren Lippen. „Es ist gut, daß es so weit ist,“ sagte sie leise zu sich selber. Mehrmals betrachtete sie beim Kerzenschimmer das Bildchen ihres Verlobten, immer wieder die freundliche Meinung bei sich bestätigend, dieser könne sich wohl neben jedem andern sehen lassen. Und doch glaubte sie heute mit

einem kleinen Mißbehagen zum erstenmal wahrzunehmen, Emil Merk gleiche in einem Zug um Nase und Mund ein ganz klein wenig seiner Mutter.

Sie gestand es sich nicht ein, daß es ihr schon an diesem Abend unmöglich war, einen Gedanken ganz vor sich selber zu verbergen und zu verleugnen.

Es konnte während der nächsten Tage etwa vorkommen, daß Hermine unbewußterweise von einem Fenster aus auf Pauli acht gab, wenn er im Hof hantierte oder wenn er das Vieh über die Dorfstraße zum Brunnen führte, bei welcher Arbeit ihr seine gutmütig-gelassene Art oft auffiel. Ihr Bruder hatte beim Tränken immer viel zu schimpfen gehabt, besonders bei den halbgewachsenen Kindern, denen er beständig mit dem Stecken auf Maul und Nase schlug und jeden mutwilligen Seitensprung scharf übernahm. Pauli dagegen fand seinen Spaß an dem launigen Wesen der Tiere. Den langen Halfterstrick gemächlich von einer Hand in die andere nehmend, ließ er sie die vergnüglichsten Tänze um sich herum aufführen, kaum daß er etwa einmal ein beschwichtigendes „Hoho!“ hören ließ.

Als ihm Hermine wieder einmal bei diesem Gebaren zuschaute und dabei mit der Arbeit des Stubenkehrens innehielt, stand die Brene unversehens hinter ihr in der offenen Rükchentüre. Ob das Schädtrind seit gestern abend gewachsen sei, fragte sie giftig und zog die Türe wieder hinter sich zu. Hermine fühlte, daß ihr das Blut ins Gesicht schoß. Aber entgegen konnte sie nichts.

Sie nahm sich von da an mehr als bisher zusammen. Sie wußte nur zu gut, die Schwägerin hatte Augen wie ein Luchs. Und es war Hermine auch keineswegs entgangen, daß Brene den jungen Tagelöhner nicht ungern sah. Wenn sich Pauli mit dem kleinen Ruedeli abgab und mit ihm spielte, konnte sie nicht genug rühmen, wie er mit den Kindern gut umzugehen wisse.

Nun, am Sonntag mußte ja ihr Verlobter kommen.

Hermine freute sich auf den Tag. Sie wollte mit ihm einen Spaziergang durchs Dorf und gegen Wangenriß hinauf machen. Und die Leute durften dann schon ein wenig sehen, daß sie ihn leiden mochte...

V.

Klaus Inzuben schritt in diesen Tagen womöglich noch stolzer und aufrechter durchs Dorf, als er es sonst gewohnt war.

„Da, mitten in der Breiten Au, hart an der Straße sollte das Taubenmoos für eine Woche stehen,“ sagte er eines Abends zu Hermine, als sie allein miteinander vom Felde heimkehrten. „Keinen Menschen sollte es geben im Dorfe, der nicht wenigstens einmal über die Hofstatt hinweg und an das steinerne Haus hinaufgesehen hätte. Die Leute hier würden anders reden hinter uns her, wenn sie wüßten, daß halb Innerberg der Merkin zinsen muß. Der Specker im Gütkli weiß es, aber der sagt nichts. Er ist extra hinübergefahren. Und auf dem Heimweg hat er sich einen Rausch angetrunken aus Aerger darüber, daß der Merk nicht bei seiner Susanne angeklopft hat.“

Hermine fühlte in diesem Augenblick, wie tief der heimliche Hochmut auch in ihrem Herzen saß. Sie überlegte ernsthaft, ob sie nicht den Vater gleich jetzt um etwas bitten

wolle. Es ging doch nicht gut an, daß Pauli noch lange im Hause blieb. Es ging nicht gut an . . .

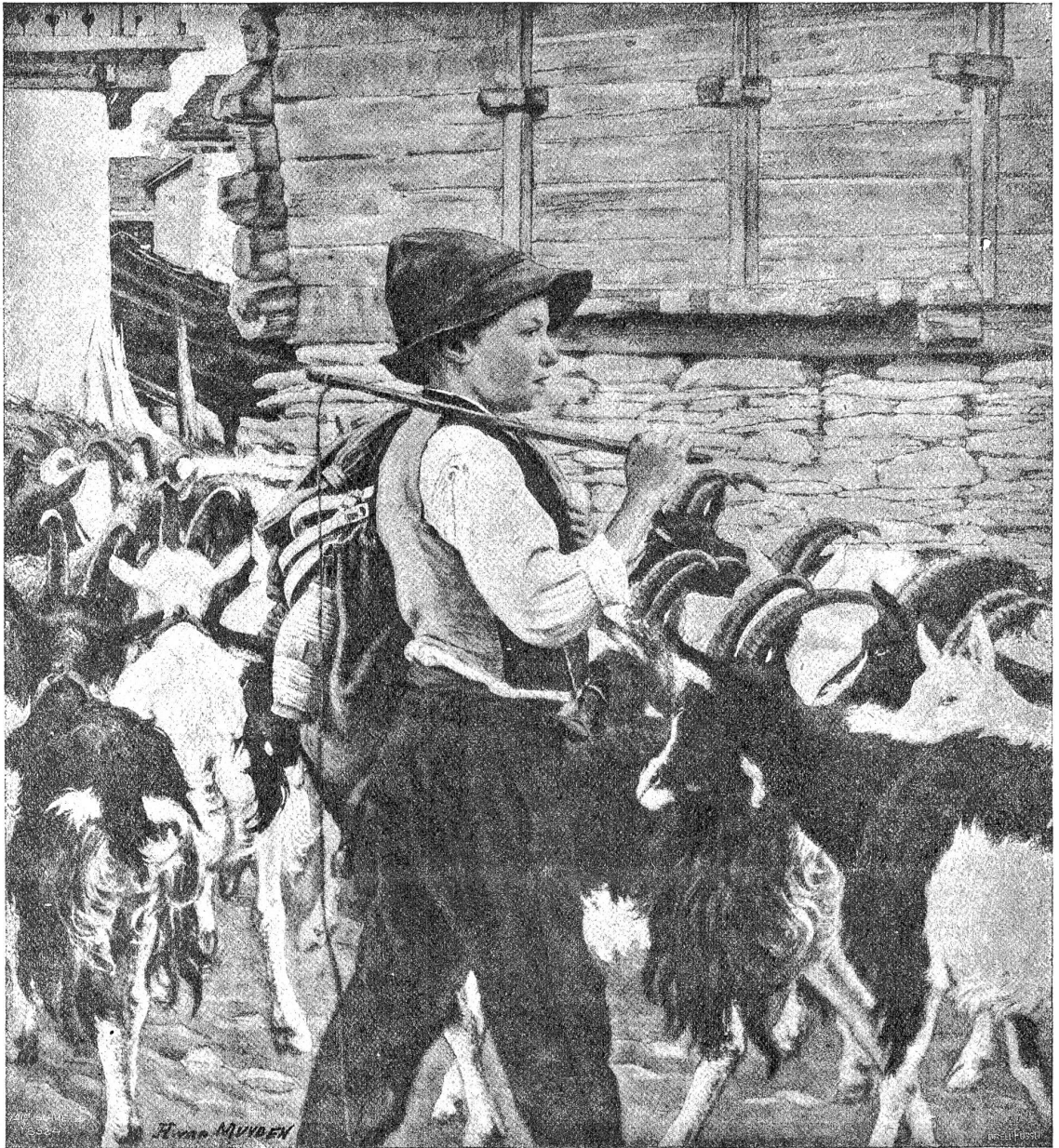
Sie konnte sich's nicht verhehlen, das Herz hatte ihr stärker geklopft, als Hanna Meister gestern beim Steiner Wegweiser die Vermutung aussprach, der Pauli müsse ein wenig in sie, Hermine, verschossen sein. Wenn er beim Schoppen sitze am Sonntagnachmittag, so spitze er immer förmlich die Ohren, wenn von ihr oder vom Taubenmösler die Rede sei. Nachher studiere er die halbe Zeit und drehe das Glas zwischen den Fingern. Und die Linc Ribl wolle er ja sozusagen gar nicht mehr kennen, nur so, wie wenn er sie früher einmal in China gesehen hätte.

Und in der vergangenen Nacht hatte Hermine einen Traum ge-

habt. Als junge Frau sah sie sich auf dem Taubenmoos. Aber der Hof hatte kein Sonnengewand an, wie damals, als sie am Waldessaume hinter Innerberg mit einem lieben Gedanken Windröschen und Schlüsselblumen pflückte. Wie ein ausgeronnenes Auge grinste der leere Taubenschlag auf die Hofstatt herab. Emil Merk stand mit verdrießlichem Gesicht am Brunnen und wusch sich die Arme und Hände. Und jetzt lehnte der Pauli neben ihm am Brunnenstod. Er strich sich mit einer langsamen Bewegung das Braunhaar aus der Stirne und sagte mit seinem eigentümlichen Hinsehen, das sie sonst noch an keinem beobachtet hatte: „Meister — Ihr habt eine Frau und wißt es nicht.“

Hermine hatte nachher über den Traum zu lächeln versucht, dann wieder hatte sie sich über ihn geärgert.

Und am Morgen war dann noch etwas geschehen. Während sie dem Pauli beim Einfüllen der Saatkartoffeln in



H. V. Muiden.

Der Geisshirt.

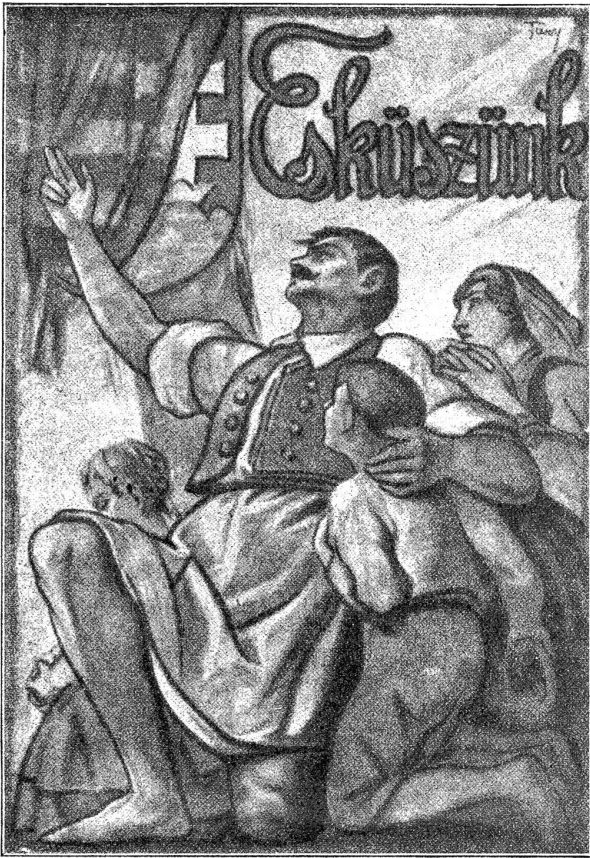
die schmalen Säde behilflich gewesen, hatten sich ihre Hände einmal flüchtig berührt. Gegen ihren eigensten Willen hatte sie ihm darauf in die Augen sehen müssen, und eine Erkenntnis war wie ein Funke in ihr Herz gefallen. Den ganzen Tag hatte die heimliche Sorge sie nun gequält, ihr Blick könnte ihm alles, alles verraten haben. —

Nein, wirklich es war gut, wenn er aus dem Hause fort war. Nachher ging es dann leicht.

Nun brachte sie aber das Wort doch nicht über die Lippen. Was mühte der Vater von ihr denken? Vielleicht gab es bald irgendeine passende Gelegenheit . . .

Am Abend beim Zunachten, während Hermine aus dem Futtertrog in der Tenne Roggenmehl schöpfte, hörte sie, wie der Vater und Pauli im Pferdestall in gespanntem Tone hin- und herredeten. Neugierig nach dem Grund des Zwistes trat sie an eine der geschlossenen Barrenlufen hin.

Der Vater mußte sehr ungehalten sein, er gab sich auch keine Mühe, dies zu verbergen. „Also, wenn Euch das recht dünkt, ich binde keinen an. Gleich nach dem



Ungarische nationalistische Propagandakarte:

Der Ungar schwört mit seiner Familie dem unteilbaren Ungarn Creue.

Morgenessen könnt Ihr abfahren, wenn Euch die Kost oder etwas anderes nicht paßt. Es ist ja die rechte Zeit, den Finkenstrich zu nehmen, jetzt, wo einem, während man eine Arbeit tut, sieben andere unter den Schuhsohlen hervorzuwachsen. Jetzt, da es zu allem hin mit dem Rudolf wieder geübelt hat und er vorläufig nicht einmal einen Pflug aufschienen darf.“

„Wenns so ist, so will ich kein Wort gesagt haben,“ ließ sich nun Pauli kleinlaut vernehmen. „Aber nach einem andern könnt Ihr Euch so gelegentlich doch umsehen.“

„Alles mit Weile,“ lenkte der Bauer begütigt ein. „Mir ist's allenfalls nicht um die Arbeit allein zu tun, wegen der hab ich noch nie Angst gehabt. Wenn die Furrenzeln bis nach Wangenriß hinaufreichte, sie würde doch gehabert, auch ohne Euch, und wenn der Rudolf noch sechs Wochen lang bloß die Hühner füttern könnte. Aber etwas anderes ist einem nicht gleichgültig. Die Leute sollen nicht sagen, daß es einer bei mir nur acht Tage aushalten könne.“

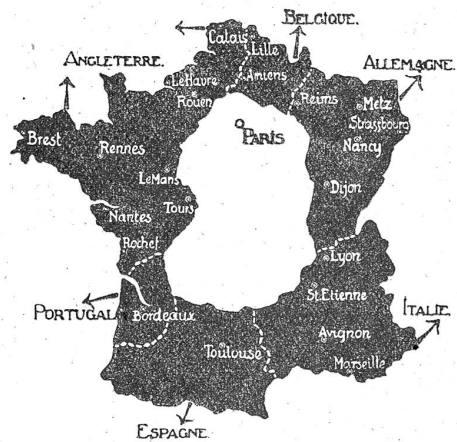
Als sich Hermine vom Laden wegwandte, kam ein trodenes Lachen vom Holzschopf herüber. Die Bräute hatte sie beim Lauschen beobachtet und machte nun die boshafte Bemerkung, der Schreiner Manz könnte vielleicht dort ein Fensterchen in den Laden hineinsehen, damit die Augen auch etwas hätten. (Fortsetzung folgt.)

Eindrücke aus Budapest.

„Nicht wahr, Sie erzählen von dem, was Sie jetzt bei uns gesehen und gehört, daheim in der Schweiz allen Leuten, so oft und so viel Sie können?“ Ich versprach es den lebenswürdigen Kolleginnen und Kollegen, die mich, den fremden Schweizer, an der Schiffhaltestelle abgeholt, ins Hotel gebracht, wo sie unter Anstrengungen ein Zimmer für mich erkämpft, dann tagelang herumgeführt: hinauf zur Königsburg und zur Krönungskirche, von Museum zu Museum, in ihre Schulen, in die Räume, wo ihrer viele seit sieben Jahren Tag für Tag ihre Mühe verbringen zum Nutzen ehemals der Kriegsoffer und Flüchtlinge, heute der hungernden Kinder. Ich versprach es ihnen, als sie mir auf dem Bahnsteig die Hand zum Abschiedsgrüße reichten, ergriffen von ihrem Idealismus und ihrer glühenden Vaterlandsliebe.

Und wenn ich mich jetzt anschide, mein Versprechen einzulösen, so weiß ich, womit ich meinen Bericht beginnen muß. Wer heute in Ungarns Hauptstadt kommt, wird von dem einen Eindruck mächtig, ich möchte sagen gewaltsam gepackt: Der Friede von Trianon hat eine ganze Nation in einen Kerker gesperrt; zu dessen Gitterfenster schauen gramgefüllte und wutverzerrte Gesichter heraus und hunderttausend Fäuste rütteln an den Stäben in finsterner Entschlossenheit, sie zu brechen, wenn die Gelegenheit günstig wird. An allen Sitzsäulen, an allen Wänden hängen nationalistische Plakate, die in gellendem Chorus ihr Nem! Nem! Soha! — Nein! Nein! Niemals! in die Welt hinausschreien; Plakate, auf denen ein Gefesselter flagt: Meddig türitek? — Wie lange soll noch dauern? und auf denen eine Gabe in den Landesfonds — A Honvédelmi — zur Wiederaufrichtung der Nation gefordert wird.

Die Ungarn haben bekanntlich den Friedensvertrag von Trianon, der ihnen zwei Drittel ihres Landes wegnimmt,



Français! Voulez-vous signer cette paix?

C'est la même que vous voulez imposer à la Hongrie!



Veranschaulichung der abgetrennten ungarischen Gebiete, nach einer ungarischen Propagandakarte.